Neologismus

Ausgabe 10/2013

Foto: Danielle Cross

Liberum Arbitrium – S. 6

Bild: Jazzenthusiast – commons.wikimedia.org

Von Josquin bis Beethoven – S. 10

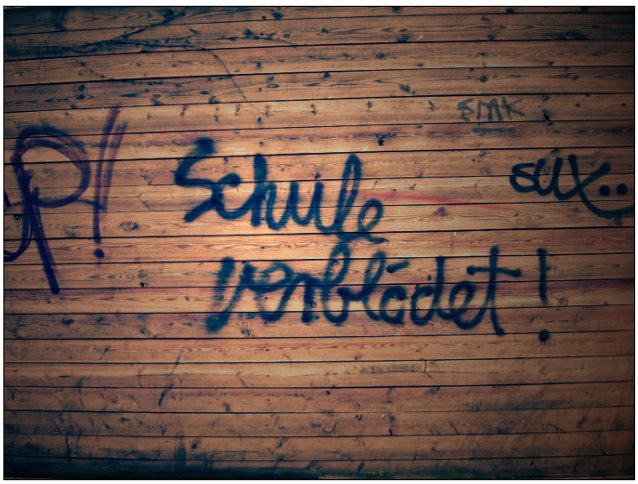


Foto: mkorsakov – flickr.com

Eine widersprüchliche Kritik am deutschen Bildungssystem – S. 3

Inhaltsverzeichnis

1 Geistes- und Gesellschaftswissenschaft **3**
Eine widersprüchliche Kritik am deutschen Bildungssystem . . . 3
Vom Nutzen der Bildung für den Menschen . . . 5
Liberum Arbitrium . . . 6
Abolitum Arbitrium . . . 7

2 Kultur **10**
Von Josquin bis Beethoven . . . 10

3 Leben **12**
Die wunderbare Welt der Internatler, Teil 6: Die Taufe . . . 12

4 Kreativ **14**
Blindgedichte, Teil 2: Von Wäldern, Winternächten und dem Vergessen . . . 14
Strand . . . 15
Meine erste Fuge . . . 17
Sezierübung Teil II . . . 18

Impressum **19**

Geistes- und Gesellschaftswissenschaft

Eine widersprüchliche Kritik am deutschen Bildungssystem

von Michael Thies

Florian hat sich hier bereits in einer der vorangegangenen Neologismus-Ausgaben mit dem deutschen Bildungssystem auseinander gesetzt[1]. Dabei hat er den Vorschlag, das „Sitzenbleiben“ abzuschaffen m. E. zu Recht kritisiert und sich somit auf die Kritik an einem Reformvorschlag und nicht am Gegenstand selbst beschränkt. Dennoch kommt aber auch er zu dem Schluss, dass Reformen des Bildungssystems dringend notwendig sind.

Diese Meinung teile ich ebenso und spätestens seit PISA ist auch in der Allgemeinheit das Bewusstsein für den Reformbedarf vorhanden. Die Frage ist nur: Wo sollen wir anfangen? Und noch wichtiger: Was wollen wir überhaupt erreichen?

Betrachtet man die aktuell von den meisten deutschen Parteien vertretene Bildungspolitik, ist eine Tendenz im Reformbestreben ganz klar erkennbar: Die Kinder sollen länger zusammen lernen. Alle Kinder, egal wie gut sie von ihren Lehrern bewertet werden, sollen so lange wie möglich gemeinsam auf einer Schule, in einer Klasse lernen. Das wird zum Beispiel durch eine auf 6 Jahre verlängerte Grundschulzeit und damit um 2 Jahre spätere Aufteilung auf ein dreigliedriges Bildungssystem erreicht, wie es in Berlin schon zum Alltag gehört und in Hamburg nur an einer Volksabstimmung gescheitert ist.

Eine andere Methode ist es, das dreigliedrige Schulsystem Schritt für Schritt abzuschaffen. Diesen Vorgang kann man bereits seit einiger Zeit in Rheinland-Pfalz beobachten. Seit diesem Jahr gibt es dort nun endgültig keine Hauptschulen mehr. Den Hauptschulabschluss gibt es noch – den macht man aber an einer „Realschule Plus“, also gemeinsam mit den Realschülern. Und dieser Trend setzt sich fort. Zwar gibt es neben diesen Realschulen noch „reine“ Gymnasien, doch die zahlenmäßig zunehmenden Gesamtschulen, die das Maximum der Integration der verschiedenen Schulformen darstellen, scheinen besonders gefördert zu werden. Dort lernen dann also alle Kinder zusammen. Bis zum Abitur.

Es fällt auf, dass alle von mir als Beispiel herangezogenen Bundesländer aktuell von einer SPD-geführten Landesregierung regiert werden. Dass unter anderem die SPD diese Bildungspolitik vertritt ist dabei nicht weiter verwunderlich, denn diese Politik ist „typisch links“. Und lässt sich auch gut begründen: Die schwächeren Schüler können und sollen von den stärkeren lernen. Niemand wird bestreiten, dass das funktioniert. Um diesen positiven Effekt möglichst gut ausnutzen zu können, sollen alle möglichst lange gemeinsam lernen.

Doch gemeinsam lernen ist ja nicht alles. Schließlich wird später auf dem Arbeitsmarkt auch nach einem Abschluss gefragt. Damit alle die gleichen Chancen haben, sollten auch alle Schüler ein Abitur machen, am besten auch mit einer guten oder sehr guten Abschlussnote.

Was zunächst sehr positiv klingt, hat leider auch Schattenseiten, die sich in diesem Fall vor allem den besseren Schülern zeigen. Das längere gemeinsame Lernen mag denen helfen, die nicht auf Anhieb alles verstehen und behalten, wie es in der Schule verlangt wird, und die so von den anderen profitieren können. Doch eben die bremst es aus – wenn auch indirekt. Schließlich ist es nicht so, dass man Wissen in dem Maß verliert, in dem man es an andere weiter gibt. Doch der gemeinsame Unterricht stellt die Lehrer vor eine Herausforderung, die umso größer ist, je mehr sich die Lerngeschwindigkeiten der Schüler unterscheiden. Es ist schwierig, im Klassenverband Unterricht zu halten, der jeden Schüler gleichermaßen fordert, ohne ihn zu überfordern. Und je größer die Spanne des unterschiedlichen Lernverhaltens in der Klasse ist, desto unmöglicher wird es. Die einzige Möglichkeit hierzu wäre eine kleinere Klassengröße; das heißt mehr Lehrer, für die wegen der knappen Bildungsetats jedoch keine Mittel zur Verfügung stehen (aber das ist nochmal ein anderes Thema).

Damit bleibt nur eine Möglichkeit: Um allen Schülern eine Chance zu gewähren (schließlich wollen wir ja, dass alle einen Abschluss schaffen), muss das Lerntempo der ganzen Klasse gedrosselt werden. Zum Nachteil der leistungsstärkeren Schüler, die weniger Wissen vermittelt bekommen, sich im schlimmsten Fall sogar langweilen und so noch weniger Bildung mitnehmen können.

Auch das „Abitur für alle“ hat eine strukturelle Schwäche: Wenn jeder Schüler ein Abitur erhält, wieviel sagt dieser Abschluss dann noch aus? Man könnte von einer regelrechten Inflation der Bildungsabschlüsse sprechen. Je mehr Leute im Besitz eines Abiturs sind, desto weniger Wert hat diese Auszeichnung für den Einzelnen. Die verschiedenen Schulabschlüsse haben den Sinn, zwischen den Absolventen zu differenzieren, ebenso wie es die Noten tun, die auf dem Abschlusszeugnis stehen. Wenn jetzt jeder ein Abitur mit einer Note im sehr guten Bereich erhält, verliert dieses System vollständig seine Funktion.

Man könnte dagegen argumentieren, da die Möglichkeit besteht, dass wir unser Bildungssystem soweit verbessern, dass jeder Schüler die Chance hat das Abitur mit einer sehr guten Note zu bestehen. Doch selbst mit optimaler Bildung werden sich Jugendliche nach wie vor unterscheiden und nicht die gleichen Stärken haben. Somit ist es rein prinzipiell nicht möglich, dass jeder in allem gut ist.

An dieser Stelle mache ich einen Schnitt in diesem Artikel. Dieser wird sich nicht nur darin zeigen, dass ich an dieser Stelle kurz auf eine Metaebene wechsle und anschließend ein neues Thema beginne, sondern ich werde auch im diskutierten Thema den Blickwinkel und damit den Standpunkt meiner Argumentation wechseln.

Inspiriert wurde dieser Artikel durch einen Blogeintrag[2] von Julia Schönborn („Juna im Netz“), auf den ich per Twitter aufmerksam geworden bin. Der Artikel, den ich, genau wie die darunter entstandene Diskussion, für sehr lesenswert halte, beschäftigt sich mit den Auswahlkriterien eines Begabtenförderungswerkes für Grundschulkinder, die die „Intelligenz“ der Kinder bewerten sollen, sich dabei allerdings so gestalten, dass der Zugang hauptsächlich wohl Kindern mit deutschem und „bildungsnahem“ Elternhaus vorbehalten bleibt. Zudem bewertet der angesprochene Intelligenztest wohl kaum die „Intelligenz“ des Kindes (was auch immer man darunter verstehen mag), sondern eher die „Systemkonformität“, also inwiefern das Lernverhalten und die Interessen des Kindes mit den Vorgaben unseres Bildungssystems übereinstimmen.

An dieser Stelle wirft *Juna* zu Recht die Frage auf, inwiefern unser heutiges Verständnis von Bildung überhaupt noch zeitgemäß ist. Ich möchte an dieser Stelle einige Zeilen aus ihrem Post zitieren, da sie für mich einen sehr wichtigen Denkanstoß enthalten:

„Bildung bedeutet gemeinhin, unseren Kindern Wissen angedeihen zu lassen, das sie später befähigt, bestimmte, für die Gesellschaft wichtige, Berufe auszuüben. Unser heutiges Bildungssystem beruht zu einem wesentlichen Teil auf den Ausrichtungen des spätindustriellen Zeitalters. Damals nahm man an, dass bestimmte Fähigkeiten später für die Ausübung von gesellschaftsrelevanten Berufen wichtig würden. Es erfolgte die bis heute gültige Priorisierung der Fächer.

Heute ist die Situation eine völlig veränderte. Sprechen wir über die Zukunft, ist uns oftmals nicht einmal klar, ob die nächsten fünf Jahre wie prognostiziert verlaufen, geschweige denn die nächsten 20. Anders gesagt: Wir haben nicht den leisesten Schimmer, wie unsere Zukunft aussieht. Wie genau wollen wir denn unsere Kinder für diese Zukunft ausbilden? Wie können wir uns nur im Entferntesten anmaßen, zu beurteilen, welche Fähigkeiten sie später tatsächlich brauchen werden, und in welcher Hierarchisierung?“[2]

Neben den Gedanken über Teilaspekte wie die Länge der gemeinsamen Lernphase aller Schüler sollten wir uns deshalb auch mal fragen, was wir überhaupt unter dem Begriff „Bildung“ verstehen. Und was unser Bildungssystem leistet und leisten sollte.

Betrachten wir dieses Bildungssystem von einer etwas höheren Perspektive, fällt auf, wie einseitig die Leistungen sind, die in unseren Schulen gefordert und abgefragt werden. Dabei werden so viele Kompetenzen vernachlässigt, die genauso zu einer Person gehören wie die Auffassungsgabe für mathematisch-logische Zusammenhänge, und die im Leben mindestens genauso wichtig sein können. Kreativität und Kommunikationsvermögen gehören beispielsweise dazu.

Ich habe erst vor kurzem eine Diskussion darüber geführt, inwiefern die Schulnoten und insbesondere die Epochalnoten Auskunft über die Kommunikationsfähigkeiten eines Schülers geben können. Dabei muss man in meinen Augen aber die Art der geforderten Kommunikation beachten. Eine mündliche Schulnote in einem naturwissenschaftlichen Fach sagt bestenfalls etwas über die Fähigkeiten zur Strukturierung und Artikulation aus, wie sie ein Ingenieur im Gespräch mit seinen Kollegen braucht. Sie kann jedoch keinesfalls beschreiben, inwiefern jemand sich als Sekretär/in in einer sozialen Einrichtung eignet, von der nicht nur eine offene Kommunikation in organisatorischen Belangen erwartet wird, sondern auch ein besonders Einfühlungsvermögen für die Anliegen der unterschiedlichsten Gesprächspartner.

Und anstatt breitflächig auch solche Kompetenzen bei Schülern zu fördern, bestraft unser Bildungssystem Kinder und Jugendliche, wenn sie nicht auch in der Lage sind, die von der Schule geforderten Leistungen zu erbringen. Dabei bleibt dem Einzelnen nichts anderes übrig, als sich systemkonform zu zeigen und im Zweifel alles daran zu setzen, diese Konformität herzustellen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf ein Video[3] der WDR-Sendung *Quarks & Co* verweisen, das zeigt, was Eltern alles schon zur Kindergartenzeit für die Bildung ihrer Kinder tun. Diese Beispiele zeigen sehr schön, wie extrem das Prinzip „Leistungsgesellschaft“ auch in der Schule manifestiert ist. Man kann den Eltern ihr Engagement nicht zum Vorwurf machen, denn unsere Gesellschaft *erwartet*, dass man als Schüler die schulischen Anforderungen erfüllt und in Form von Schulnoten und einem Abschluss honoriert bekommt. Gerade in den letzten Jahren geht diese Tendenz so weit, dass keinem Kind, das nicht das Gymnasium erreicht, ein Abitur macht und an einer Hochschule ausgebildet wird, ein Wert und eine Zukunftsperspektive zugesprochen wird. Das setzt viele Schüler unter einen steigenden Leistungsdruck, dem nicht jeder standhält.

Obwohl ich trotz entspannter Kindheit ohne frühkindliche Förderung das deutsche Bildungssystem bisher relativ erfolgreich absolviert habe, sehe ich hier Handlungsbedarf. Schön wäre es dabei, wenn die Politiker, die über die Zukunft unserer Bildung und damit auch die Zukunft unseres Landes entscheiden, zuvor auch die Meinung von Lehrern, Eltern und nicht zuletzt auch Schülern einholen würden. Denn die sind mitten in das „Abenteuer“ Bildung eingebunden und wissen am ehesten, wo es Defizite gibt, die behoben werden müssen.

Natürlich ist nicht alles an unseren Schulen schlecht. Einiges hängt davon ab, was die Einzelnen aus den Gegebenheiten machen, und viele altbewährte Methoden haben nach wie vor ihre Berechtigung und Bedeutung. Dennoch bin ich mir mit den meisten einig, dass etwas geändert werden muss. Wohin die Reformen gehen sollen, bleibt jedoch weiterhin auszudiskutieren. Bis dahin ist es, wie *Juna* am Ende ihres Blogeintrags feststellt, wohl am ehrlichsten, den Kindern zu sagen:

„Wir haben absolut keine Ahnung, was die beste Förderung für Euch sein könnte. Echt nicht. Geht ein bisschen spielen, wird schon irgendwie.“[2]

[1] **Kranhold, Florian.** *Nichtversetzung und das finnische Bildungssystem.* erschienen im Neologismus April 2013, (Link)

[2] **Schönborn, Julia.** *IQ.* im Blog *Juna im Netz*, junaimnetz.wordpress.com/2013/10/19/iq/ (abgerufen am 25. 10. 2013)

[3] *Fitmachen für die Leistungsgesellschaft.* http://www1.wdr.de/mediathek/video/sendungen/quarks_und_co/videofitmachenfuerdieleistungsgesellschaft100_size-L.html (abgerufen am 27. 10. 2013)

Vom Nutzen der Bildung für den Menschen

von Christopher A. Kaluza
(Gastbeitrag)

Was wäre der Mensch ohne Bildung? Diese Frage treibt mich aus aktuellem Anlass um, da sie die zentrale Fragestellung eines Seminares über Renaissanceliteratur an der Universität von Caen in der Normandie darstellt. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.“ – Dieses Zitat Goethes formuliert zum einen die Bedeutung der Bildung für den Menschen, zum anderen richtet es die direkte Anforderung an ihn, sich zu bilden.

Auch viele Autoren des Humanismus haben sich dieser Frage zugewandt. Nicht nur der berühmte Erasmus von Rotterdam, sondern auch eine Reihe französischer Autoren, wie zum Beispiel François Rabelais und Michel de Montaigne widmeten einige Arbeiten diesem Thema. Deshalb möchte ich einmal mehr für die Bildung eine Lanze brechen und uns allen in Erinnerung rufen, wo wir als Menschen ohne Bildung wären: Jedenfalls nicht da, wo wir jetzt sind.

Der zweite Teil des Zitates macht schon den Wert der Bildung deutlich: Sie dient als Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Menschen und allen anderen bekannten Wesen. Der Mensch unterscheidet sich also vom Tier durch die Kultur, jenem Gut, welches man durch Bildung erwirbt. Natürlich unterscheidet er sich auch durch seinen Verstand vom Tier, jedoch wird auch die Fähigkeit, sich seines Verstandes zu bedienen, durch Bildung erworben.

Der Mensch wird als kleines Kind geboren, ist auf die Hilfe seiner Eltern angewiesen und beschränkt seine ersten Tätigkeiten auf Essen und Schlafen, zum Zwecke des Wachstums. Es kommt jedoch der Tag, an dem er von seiner Neugier geführt beginnt die Welt um sich herum zu entdecken. Diese ersten Schritte der Selbstbildung und der von der Familie geführten münden schließlich in die institutionelle Bildung der Schule. Hier nun wird dem Menschen ein Wissen vermittelt, dass man gemeinhin als Allgemeinwissen bezeichnet. Was ist nun dieses vermittelte „Allgemeinwissen“? Sie ist die Grundlage unserer Gesellschaft, beinhaltet sie doch die grundsätzlichen Regeln und Fertigkeiten, sowie Kenntnisse, die ein zivilisiertes Leben in Gemeinschaft mit anderen Menschen ermöglicht.

In seinem Buch „Gargantua“ widmet François Rabelais dem Thema Bildung zwei Kapitel, in denen die bisherige Ausbildung kritisiert wird und der Autor dem üblichen, schlichtweg auf Wiederholung des Gesagten ausgelegten Wissenser-

werb einem nach neuen Erkenntnissen suchenden, auf die Neugier des Schülers bauenden Wissenshunger gegenüberstellt[1]. Der Titelheld Gargantua lernt in der Folge nicht mehr nur noch, zu wiederholen, was ihm vorgekaut wurde, sondern einen wirklichen Wissenshunger zu entwickeln. So wird er danach in allen wichtigen Dingen ausgebildet, dem damaligen Allgemeinwissen. Er lernt den Umgang in Gesellschaft, das Musizieren, die sportliche Betätigung, das künstlerische Wirken und die Auseinandersetzung mit philosophischen Werken.

Diese Bildung vermittelt ihm schließlich eine Kultur, die es ihm ermöglicht, am gesellschaftlichen Leben aktiv teilzunehmen und zu ihrem Nutzen beizutragen. Dies ist ein Hauptpunkt: Wir bilden uns, indem wir das Alte lernen und Neues daraus entwickeln. Man erwirbt ständig neue Kenntnisse, um einen Fortschritt zu erzielen. Man wird nur durch Bildung Mensch, dies ist der zentrale Gedanke der Renaissance, welcher einhergeht mit der Wiederentdeckung des antiken Wissens.

Michel de Montaigne spricht in seinen „Essais“ davon, dass es am Lehrenden liegt, wie gelernt wird[2]. Er soll seinen Schüler zum kritischen Denken über das Gelernte erziehen und den Durst nach Wissen in ihm wecken. So räumt er dem Streitgespräch über das Gelernte einen großen Platz ein, da er in der Auseinandersetzung zwischen mehreren Denkenden die Quelle neuer Erkenntnisse sieht.

Denken wir einmal an die großen Errungenschaften der Menschheit: Die Kunst und die Architektur, die uns umgeben, die Musik, die Sprachen, die Höflichkeit, die Hilfsbereitschaft, die Moral und viele Dinge mehr. Niemand wüsste zu musizieren, zu sprechen, niemand hülfe dem anderen, keiner handelte moralisch, ja selbst zu sprechen wüssten wir nicht, wenn wir es nicht im Laufe unserer Jahre gelernt hätten! Spürte der Mensch nicht den Drang in sich, Wissen zu erwerben, wir blieben auf einer Stufe unserer Entwicklung stehen und hätten niemals einen Fortschritt gemacht. All unser heutiges Leben gäbe es nicht ohne die Bildung!

Deshalb ist es unerlässlich für den Fortbestand der Gesellschaft, für die Lösung der dringenden Probleme und für das harmonische Zusammenleben miteinander, sich zu bilden. Es muss jeden Tag aufs Neue die Neugier geweckt werden, das Interesse am Denken und an der geistigen Betätigung, die Freude daran, etwas aus seinem Geiste erstehen zu lassen. Diese Frage war nicht nur wichtig zu Zeiten der Renaissance, sondern sie ist es heute umso mehr. Wenn wir nicht ständig das Wissen neu entstehen lassen, geht es verloren und stirbt, was auch den Tod unserer bisherigen Gesellschaft zur Folge hätte. Angesichts der heutigen Herausforderung wird eine gute Bildung immer wichtiger. Nehme also ein jeder sein Buch in die Hand und sehe er, wie er an seinem Schreibtisch zum Fortschritt unserer Gesellschaft beitragen kann.

[1] Vgl. **Rabelais, François.** *Gargantua.* Edition de Guy Demerson, texte original de 1534. Chapitres XXI et XXIII.
[2] Vgl. **Montaigne, Michel de.** *Essais.* Edition „Le livre de poche“ de D. Bjaï, texte original de 1595. Livre I, Chap. 26.

Liberum Arbitrium

... oder: Warum auch Biologen einen freien Willen haben

von Jannik Buhr

Der freie Wille ist eines der großen Themen in der Philosophie, um ihn ranken sich Theorien, Legenden und Mythen. Er ist es, der angeblich den Menschen zum Menschen macht, und er ist es, den alle Welt zu beweisen sucht. Im folgenden Text werde ich eine, wenn erst einmal verstanden, simple Alternative zu bekannten Konstrukten vorstellen.

In langen Unterhaltungen (man mag sie auch Diskussionen nennen) bei Wein und Kaminfeuer lernten wir (Danielle, Charlotte und ich) von Florian, wie viel wir den Mathematikern zu verdanken haben, konnten uns aber als eingefleischte Biologen nicht so recht mit dem Hilfskonstrukt des „Geistes“ (oft auch „Seele“ genannt) zufrieden geben. Freilich ist es eine sehr beliebte Methode, den freien Willen zu rechtfertigen, da jeder Mensch auf seine Weise Angst davor hat, nur äußeren Einflüssen ausgesetzt zu sein und bloß „wie eine Maschine“ auf diese zu reagieren. Dennoch halte ich sie für allzu beliebig und inhaltslos. Es verhält sich hiermit ebenso wie mit Gott (der auch oft als Begründung herhalten muss): Seine (der werte Leser muss mir an dieser Stelle die Verwendung der männlichen Form entschuldigen; dies geschieht allein zur Vereinfachung. VerfechterInnen der Emanzipation der Frau dürfen hier gerne auch „Ihre“ einsetzen) Existenz lässt sich quasi per definitionem weder beweisen noch widerlegen. Befassen wir uns also nicht weiter mit Gott und Geist, sondern leiten den freien Willen auf andere Weise her.

Dazu müssen wir uns zunächst die Begrifflichkeiten genauer ansehen. „Liberum Arbitrium“ ist lateinisch für „Freie Wahlentscheidung“ und bezeichnet die Möglichkeit, eine Vorzugswahl zu treffen und uns für das für uns vermeintlich (nicht verstandesmäßig) „Bessere“ zu entscheiden. Dabei ist es wichtig, dass

wir die Entscheidung aus uns selbst heraus und nicht gesteuert von äußerlichen Kontrollinstanzen treffen. Aber wer sind wir eigentlich? Denken wir rein biologisch, so sind wir nichts weiter als eine Ansammlung von Zellen und unser Denken ist eine Verschaltung von Nervenzellen. Über die Jahre hat die Wissenschaft herausgefunden, wie Nerven Signale weiterleiten und verrechnen, was die Vermutung nahelegt, dass wir nichts weiter sind als eine „biologische Maschine“. Das klingt für die meisten sehr hart und vor allem unmenschlich, ist es aber nicht. Denn haben wir uns erst einmal damit abgefunden, dass wir als Individuum existieren ohne etwas Immaterielles zu diesem Zweck zu benötigen, sind es nur noch wenige Schritte zu einem „freien Willen“. Wir sind also ein Haufen Zellen, der denken kann, entstanden durch Evolution und Wachstum. Denken wir mit eben diesen noch weiter, so können wir den Seelenbegriff herausnehmen. Zunächst erschreckt der Satz „Ich handle nur so, wie meine Neuronen es mir vorgeben.“ vermutlich die Meisten, aber gleich wird sich alles klären. Denn „ich“ definiere mich schließlich durch eben diese Neuronen und kann beides demnach gleichsetzten: „Ich handle nur so, wie ich es mir vorgebe.“ Und obgleich „ich tue, was ich will“ sehr umgangssprachlich ist, so trifft es eines doch auf den Punkt: Den freien Willen.

Nachtrag: Natürlich bin ich mir der Mängel in dieser Argumentation bewusst. Wir als Individuum und unsere Zellen sind in Folge von Wachstumsprozessen und abhängig von Umwelteinflüssen entstanden und daher streng genommen nicht vollkommen frei. Dieses Problem der Genese lösen andere Vorstellungen allerdings eben so wenig (woher soll schließlich die Seele kommen?). Bedeutet das also, dass wir womöglich gar keinen freien Willen haben? Nun, diese Frage werden wir vielleicht nie endgültig klären, aber die Vorstellung des Selbigen ist uns nun zumindest auch als Biologen möglich.

Abolitum Arbitrium

... oder: Warum es sich die Biologen mit dem freien Willen doch schwer machen

von Florian Kranhold

Es hat mich sehr gefreut, zu sehen, dass Jannik nach unserer von ihm angesprochenen Diskussion zu viert – neben uns beiden noch mit Danielle und Charlotte – den Gedanken aufgriff und nochmal einige Überlegungen in schriftlicher Form dazu anstellte. Ich hätte es mir nicht zugetraut, meinen Standpunkt, der vom epistemologischen Ansatz her dualistische Züge hat, in einem kohärenten Aufsatz darzulegen: Dafür ist die Biologie leider zu gut und ein wesentlicher axiomatischer Gegensatz, auf den ich im Folgenden auch eingehen werde, zu tiefgreifend, um ihn zu überwinden.

Nachdem aber das Thema von Jannik aufgegriffen wurde, habe ich auch den Drang verspürt, einige Zeilen darüber zu schreiben, aber ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Widerspruchsfreiheit. Ich werde dabei nur auf einige von Jannik angesprochene Punkte eingehen und das Grundproblem der Debatte zwischen Dualisten und Materialisten etwas erörtern:

Zunächst gehe ich davon aus, dass in der materiellen Welt alles den Kausalitätsgesetzen unterliegt. Diese werden von der Physik näher beschrieben und sind bis zu einem gewissen Unschärfegrad durch Messungen empirisch verifizierbar. Sollte aber alles Materielle den Kausalitätsgesetzen unterliegen, so könnte, rein theoretisch, ein imaginärer „Supercomputer“, der nur alle möglichen Mikrozustände von Bestandteilen eines geschlossenen Systems und die entsprechenden physikalischen Gesetze kennt, vorausberechnen, wie sich das System in der kommenden Zeit entwickelt.

Natürlich gibt es einen solchen Computer nicht, aber rein prinzipiell wäre er denkbar, wenn die Kausalitätsgesetze scharf sind, wovon zunächst einmal auszugehen ist, da selbst die Heisenbergsche Unschärfe der Messbarkeit ein technisches und kein das System charakterisierendes Problem ist. Nun stelle ich mir die Frage, wie es sich mit einem denkenden Subjekt verhält. Hier beginnt mein Hauptargument gegen den reinen Materialismus, wie er durch eine Verflechtung von Neurologie und Anthropologie gelehrt wird.

Angenommen, ein Mensch sei vollständig materiell. Man betrachte diesen Menschen in einem geschlossenen System, wo er irgendwelche Entscheidungen treffen oder kreativ wirken kann. Wir haben wieder unseren Computer, der sämtliche Mikrozustände des Systems, in welchem sich das denkende Subjekt befindet, – und natürlich auch alle Zustände von Bestandteilen seines Körpers und seines Gehirns – und deren Möglichkeiten zur kausalen Wirkung kennt. Es würde folgen, dass dieser Computer imstande wäre, vorherzuberechnen, wie sich das Subjekt entscheiden würde, bis hin zur Berechnung, welche kreativen Leistungen (wie z. B. die Komposition eines Stückes oder die Gestaltung einer Zeichnung) das Subjekt wie gut hinbekäme. Wäre der Computer schnell genug (das ist auch prinzipiell denkbar), könnte er das berechnen, bevor es eintritt. Folg-

lich sind wir ohne Zweifel nicht frei, da es prinzipiell möglich ist, schon vorher zu wissen, wie wir uns entscheiden. Es gäbe also einfach nur aufgrund der Naturgesetze eine von Anfang an vorherbestimmte und determinierte Welt.

Ich meine also, zu begründen, dass man entweder den Determinismus oder den Dualismus akzeptieren muss. Meines Erachtens löst Jannik das Problem nicht, sondern plausibilisiert nur, weshalb, wenn es sich so verhält, wir Menschen die *Illusion* eines eigenständigen Denkens haben. Offenkundig fühle ich mich aber nicht deshalb frei, weil ich zu irgendwelchen Neuronen sage „Das bin ich.“, sondern weil ich ein Bewusstsein und innerhalb diesem die Gewissheit habe, ich hätte mich auch anders entscheiden können. Entweder ist diese Vorstellung Illusion oder Wahrheit. Ist sie Wahrheit, sehe ich aus den oben genannten Gründen nicht, wie wir sie mit dem Materialismus vereinbaren können; ist sie Illusion, haben die Biologen doch nichts dazu gewonnen.

Ich glaube aber, dass das Grundproblem in einer solchen Diskussion eine Denkstruktur ist, bei der sich beide Parteien – Mathematiker bzw. Formalisten auf der einen und Biologen und Evolutionstheoretiker auf der anderen Seite – felsenfest sicher sind, dasjenige am Huhn-Ei-Kreislauf gefunden zu haben, was zuerst da war. Die Biologen sagen: „Wie kannst Du mit Deinem Denkapparat ernsthaft dessen Grundlage leugnen? Die Materie ist *elementar* für Dein Erkenntnisvermögen.“ Scheinbar ist die Gesamtheit der Diskussionsgegner universalargumentativ überboten, da sie offenbar das für falsch erklären, was überhaupt erst ermöglicht, „wahr“ und „falsch“ zu denken. Offenkundig ist der Satz „Ich behaupte, dass die Grundlage, Dinge zu behaupten, nicht existiert.“ ein Paradox.

Die Formalisten hingegen sagen: „Wie kannst Du mit Deinem Erkenntnisvermögen zu der Erkenntnis kommen, dass das reine Erkenntnisvermögen selbst nicht die Grundlage des Denkens ist? Das Erkenntnisvermögen schlechthin ist *elementar* für jede Wissenschaft, insbesondere für jede empirische.“ Scheinbar ist die Gesamtheit der Diskussionsgegener universellargumentativ überboten, da sie offenbar das für falsch erklären, was überhaupt ermöglicht, „wahr“ und „falsch“ zu denken. Offenkundig formulieren also auch die Biologen das gleiche Paradox.

Lassen Sie mich diesen Gedanken etwas ausführen: Die Dualisten gehen davon aus, dass man sich zunächst mal darüber klar wird, dass man selbst ein Bewusstsein hat. Dies ist das kartesische „cogito“. Alles Weitere – die Existenz einer materiellen Welt, deren Kausalitätsgesetze, usf. – kann erst dann erkannt werden, wenn man sich erst einmal darauf geeinigt hat, ein Bewusstsein mit physischen Sinnen zu verknüpfen, und erkannt hat, dass man aus einer endlichen Folge von ähnlichen Beobachtungen eine Regel (Induktionsschluss) zu formulieren imstande ist.

Die Formalisten werden dann motiviert durch die Axiomatik der Logik und der Mathematik. Sie sehen, dass es Vernunftsschlüsse gibt, die deduktiver Natur sind, also nicht durch Erkenntniszugewinn relativiert bzw. empirisch falsifiziert werden können. Die Mathematiker lernen, eine allgemeine Regel für unendlich viele Objekte (z. B. alle natürlichen Zahlen) zu formulieren, und diese so zu beweisen, dass ein Gegenbeispiel prinzipiell unmöglich ist. Dies ist eine Methode, die es in den empirischen Wissenschaften, welche per definitionem nur Schlüsse induktiver Natur, aufbauend auf endlich vielen Beobachtungen, ziehen können, nicht gibt.

Aus diesem Grunde erwächst der Verdacht, dass es – ungeachtet des vergleichbaren intellektuellen Anspruchs und dem Nutzen der jeweiligen Wissenschaft für die Menschheit – Aussagen unterschiedlicher Qualität gibt: Analytische und synthetische, also deduktive und induktive. Offensichtlich werden deduktive Schlüsse mit apodiktischer Gewissheit gedacht und sind nicht falsifizierbar. Induktive Schlüsse hingegen sind nichts anderes als eine „plausible Verallgemeinerung“ durch die dem Menschen angeborene Fähigkeit, zwischen reproduzierbar aufeinanderfolgenden Ereignissen einen Kausalzusammenhang zu vermuten.

Nun ist die gesamte Neurologie und Evolutionstheorie nichts anderes als ein System sich nicht widersprechender und empirisch plausibilisierten Thesen, die allesamt auf endlich vielen Beobachtungen und relativ vielen induktiven Verallgemeinerungen fußen. Offenkundig haben diese Thesen also – bitte mich hier nicht falsch verstehen! – in Bezug auf ihre Gewissheit einen *geringeren Wahrheitsgrad*, wenn wir versuchen, unter dem Wahrheitsgrad eine Wahrscheinlichkeit zu verstehen, zu welcher die These wahr ist. Diese ist bei deduktiven Schlüssen stets 100%, da ein Gegenbeispiel widersprüchlich wäre.

Nun fragt man sich, warum gerade eine These mit geringeren Wahrheitsgrad, die zur Formulierung alle apriorischen und deduktiven Prinzipien des Erkenntnisvermögens ausnutzt, behauptet, dass eben dieses Erkenntnisvermögen, von welchem doch jeder Forscher einmal startet, weniger elementar sei als Materie, die man erst *später*, nachdem man sich einmal über sein Bewusstsein vergewissert hat, wahrgenommen und empirisch beschrieben hat. Diese Gedanke kommt dem Formalisten so vor als schaue man einen Film und behaupte danach, die dargestellten Rollen haben größere Realität als wir Zuschauer, und sogar größere Realität als der Fern-

sehapparat, der doch überhaupt erst ermöglicht, diese Rollen zu visualisieren.

So, nun ist der Artikel doch ein bisschen lang geraten. Ich hoffe, aufzuzeigen imstande gewesen zu sein, wo die grundlegend unterschiedlichen Denkweisen in unserer kleinen freundschaftlichen Diskussionsrunde liegen und weswegen sie bereits von den Grundpositionen zu selbstreferentiellen und metaexistentialistischen Problemstellungen führen. Mein anfängliches Gedankenexperiment könnte natürlich durch genau das überwunden werden, was die Wissenschaftler im 20. Jahrhundert zunächst an der Richtigkeit der materiellen wie der intelligiblen Welt zweifeln ließ: Der Quantenphysik. All diese Probleme, mit denen ich arbeitete – die fehlenden Unschärfe von Kausalität, die raum-zeitlich abhängige Informationsrelation zwischen zwei Objekten, die Nicht-Existenz eines prinzipiellen Zufalls usf. – würden hier ins Gegenteil verkehrt werden. Allerdings gebe ich gern zu, hier noch einige Lücken zu haben, die zunächst geschlossen werden müssten, bevor ich mit einem so großen Kaliber auf die existentiellen Fragen der epistemologischen Anthropologie losgehen werde. In dem Sinne verbleibt uns allen nur die Maxime, in unterschiedlichsten Fachbereichen Erkenntnisse dazuzugewinnen, in der Hoffnung, dass man irgendwann fächerübergreifend eine Antwort auf die Frage „Was ist der Mensch *wirklich*?“ geben kann. Es gebe hierzu ein Jeder sein Bestes!

Kultur

Von Josquin bis Beethoven

Meine Zusammenfassung der Abhandlungen *de la Motte*s

von Florian Kranhold

In der Musiktheorie und der Kompositionspraxis zählt die Technik des Kontrapunktes als wichtigstes Mittel. Anders als in der Harmonielehre, wo stets vertikal in *Klängen* und *Klangverbindungen* gedacht wird, stellt sich der Kontrapunkt die Frage, nach welchen Gesetz- und Gleichmäßigkeiten der *melodische Verlauf* einzelner Stimmen horizontal ausgestaltet sein kann und wie mehrere Stimmen, eben nicht primär im Klang gedacht, sondern „Note für Note“, zusammengesetzt werden können.

Lange Zeit begnügte ich mich mit dem privaten Studium der Harmonielehre. Nachdem ich aber in den letzten Semesterferien die *Harmonielehre* von Diether de la Motte[1] durchgearbeitet und zusammengefasst habe (siehe hierzu auch die April-Ausgabe des Neologismus[2]), habe ich mich diesmal dazu überwinden können, mich dem Kontrapunkt zu stellen.

Als Grundlage diente wieder de la Motte, diesmal mit seinem umfangreichen Werk über den *Kontrapunkt*[3]. Der Sinn meiner Zusammenfassungen besteht nicht darin, das Buch zu ersetzen, sondern um sehr viele Beispiele, die dem Werk de la Mottes zwar eine schier unendliche Fülle von Anschauungsmaterial, aber auch einiges an Unübersichtlichkeit geben, zu kürzen und das Ganze ein kleines bisschen axiomatischer darzustellen.

Bild: Jazzenthusiast – commons.wikimedia.org

Abb. 2.1: Johann Sebastian Bach spielt Orgel

Wir gehen dabei chronologisch vor: Zunächst schauen wir uns den frühen Kontrapunkt von Josquin Desprez an und lernen, in effektiven Kon- und Dissonanzen zu denken; zudem wird eine Methode zur Imitationstechnik und ein Reglement für Viertelbewegungen vorgestellt. Hier werden auch die Schlussklauseln behandelt.

Schließlich werden die Modifikationen Giovanni Pierluigi da Palestrinas inklusive der Emanzipation alterierter Noten und der Etablierung einer stärkeren Klang-

betontheit behandelt. Hier wird auch offensichtlich, dass Kontrapunkt nicht zwangsweise ein größtmögliches „Gegeneinander“ bedeuten muss.

Mit Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel gelangen wir schließlich zu einem völligen Umdenken im sogenannten *Harmonischen Kontrapunkt*, bei welchem Kadenzen, wie sie aus der Harmonielehre bekannt sind, durch Brechungen *melodisch* dargestellt werden können. Abschließend werden noch die Weiterentwicklungen Joseph Haydns und des späten Ludwig van Beethovens untersucht.

Eine vollständige Version meiner Ausarbeitung findet sich auf fkranhold.de.

[1] **de la Motte, Diether.** *Harmonielehre*. Bärenreiter-Verlag, Kassel 1976, S. S. 23f.

[2] **Kranhold, Florian.** *Zum Parallelenverbot im klassischen Tonsatz – Ein kurzer, klärender Abriss mit anschließender Problematisierung*. erschienen im Neologismus April 2013, (Link)

[3] **de la Motte, Diether.** *Kontrapunkt*. Bärenreiter-Verlag, Kassel 1981, S. S. 54ff.

Leben

Die wunderbare Welt der Internatler

Teil 6: Die Taufe

von Charlotte Mertz

Der aufmerksame Leser wird bemerken, dass es bereits einen Artikel über die berüchtigte Internatstaufe gab[1], in dem ich anmerkte, dass auch ich als Schülerin der MSS 13 in den Genuss kommen würde, nach den Sommerferien die Taufe auszuführen. Und wahrhaftig, die Zeit ist vorangeschritten, und kurz vor den Herbstferien war es soweit. Doch ich beginne mit einer Schilderung der Probleme, die sich uns auf dem Weg zur Taufe gestellt haben.

Wir (Internatler der MSS 13, insgesamt 10 Menschen) hatten uns entschlossen, die Taufe nicht zu früh zu machen, um die armen kleinen (und großen) Neuen nicht völlig zu verstören. Somit hatten diese noch eine Eingewöhnungsphase und wir Organisationszeit. Diese wurde von uns zwar nicht genutzt, jedoch hatten wir nach ein paar Wochen, als sich bereits herbstliche Winde ankündigten, den Plan, das Ritual endlich durchzuführen. Doch der Weg dorthin war nicht ganz einfach.

Schließlich muss man ein möglichst ungefährliches, harmloses Ereignis daraus machen, was für uns aber dennoch cool ist, Spaß macht und die Neuen trotzdem verschreckt und somit zu einem Teil des Internats macht. Unser erster Plan sah folgendermaßen aus: Die Täuflinge bekommen die Augen verbunden und werden auf die Wiese hinter dem Internat geführt, um dort nach einer Rede getauft zu werden.

Doch in der Woche, für die der Akt geplant war, wurde uns die Aktion von den Erziehern verboten, schließlich sei es schon so kalt, und man könne sich ja erkälten. Es gab ein langes Hin und Her und manche Diskussion, jedoch waren wir letztlich soweit, alternativ eine Art Taufe im Schwimmbad zu machen, mit etwas Fingerfarben und Wechselklamotten.

Als wir uns mit dieser improvisierten Lösung angefreundet hatten, stellte sich jedoch heraus, dass wir doch den ursprünglichen Plan auf der Wiese durchführen durften – wenn wir vorher bestimmte Duschen, die sich im unteren Teil des Internats befinden, von Gerümpel befreien. Gesagt, getan und somit konnten wir doch eine traditionelle Taufe durchführen.

Nachdem wir alles vorbereitet hatten, kamen alle Internatler zu einer Vollversammlung ins Kaminzimmer, wurden dort jedoch von uns überrascht. Müllsäcke und Kriegsbemalung waren unsere Tracht und nach und nach wurden die Neuen, nachdem sie sich umziehen durften, mit verbundenen Augen auf die Wiese geführt.

Interessant fand ich besonders mein spontanes Telefonat mit dem Vater einer Schülerin der 5. Klasse kurz vor der Taufe. Da die Kleinen nämlich so lange zum Umziehen brauchten, bin ich zu deren Zimmer gegangen, um nach ihnen zu sehen. Erstaunlicherweise bekam ich dort das Handy eines verängstigten Mädchens in die Hand gedrückt, aus der mich die aufgebrachte Stimme eines besorgten Vaters anfuhr. Was das denn bitteschön solle? Was sei das für eine Veranstaltung? Er habe da schon von Taufen aus England gehört, das gehe *nie* gut aus! Erst nach der Versicherung, dass Erzieher anwesend sind, ließ er sich beruhigen.

Ich sehe das Problem darin, dass die Kinder nun die Möglichkeit haben, sich umzuziehen. In dieser Zeit schiebt man Panik, ruft die Eltern an und schürt nur unnötige Aufregung. Bei meiner eigenen Taufe hätte ich nie im Leben daran gedacht, zu Hause anzurufen, schließlich wurde man gefangen, reingeworfen, fertig. Keine große Zeit für Panik, das war ein eher spielerisch, wildes Erlebnis.

Doch nichtsdestotrotz konnte eine Freundin von mir eine epische und merkwürdige Rede halten (Die Rede ist im Folgenden abgedruckt, um einen kleinen Eindruck zu gewähren), nach der wir Eimer mit Wasser und Erde auf die Neuen verteilten. Anschließend wurde noch weiter getobt und mit Hamsterstreu geworfen, bis sich alle Internalter in die Duschen gerettet hatten.

Alles in allem war es eine sehr gelungene Taufe, die viel Spaß gemacht hat. Aber psssst, nichts weiterverraten; die neuen Neuen sollen ja auch wieder überrascht werden

Ausschnitt aus der Taufrede:

Liebe kleine Erdbeeren. Heute sind wir zusammengekommen, weil der Salat aufgehört hat, zu sprießen. Nun werden wir versuchen, euch Erdbeeren in richtige Salate zu verwandeln. Das klappt nur, wenn ihr euch dieser Düngung unterzieht. Die Düngung wird traditionell vom Kohlr*abi* durchgeführt. Am Ende Eurer ruhmreichen Internatszeit werdet ihr euch auch langsam vom Salat in königlichen Kohlr*abi* verwandeln. Vorausgesetzt, Ihr lasst euch jetzt von uns auf unsere Art und Weise gießen. Erst als richtiger Salat, würzig und ölig, wird es an

euch sein, die letzte Verwandlung zu durchlaufen, ein Kohlrabi zu werden und die neuen Erdbeeren zu gießen. [...]

Was euch als Salat erwartet: Stinkende Internatsflure, welche pünktlich um viertel nach 1 zu stinken anfangen, da der Dünger des Internats gewisse Gase innerhalb der Salate verursacht. [...] Diese Gase sind jedoch wichtig, einen gewissen, sehr typischen Internatsgeruchscharakter zu kreieren. Salate sind sehr cool. Und auch wenn sie während ihres Wachstums gewisse Gase entwickeln, stinken sie nicht so sehr wie die berüchtigten *Externen*. Vor den eben Erwähnten müssen wir euch warnen: *Erstens*: Sie stinken. *Zweitens*: Sie denken, Ihr seiet verrückt. *Drittens*: Sie haben „Hobbys“ und *Viertens*: Sie kennen keine wahre Freundschaft.

Freundschaft wird und muss im Internat groß geschrieben werden. Ohne Freundschaft könnt ihr euch nicht richtig entwickeln. Gewisses Fastfood (Erzieher) wird euch den Tag wieder und wieder zu versauen versuchen. Zu gewissen Tageszeiten wird es Euch im Zimmer einsperren und euch dazu zu bewegen, Dinge zu tun, die entweder schon erledigt sind oder überhaupt nicht existieren, da im Gewächshaus nichts aufgegeben wurde. Wenn man nun totmüde ins Beet will, kommen sie herein und brüllen einen an, dass man seine Ordnung zu tun hat. Während der Jungsalat vom Fastfood dazu verdonnert wird, den ganzen Tag Dinge zu tun, die ihn auspowern sollen, damit es abends im Beet nicht mehr so laut ist, muss das reifere Gemüse sich mit der Zeit anderweitig Abhilfe schaffen. [...]

Kräutermixturen und andere Dämpfe werden dazu verwendet, sich müde zu räuchern. Nun kann geschlafen werden. Das merkwürdige ist: Sobald man erste Anzeichen eines Kohlrabis aufweist, wird das Fastfood nett und freundlich. Freut euch darauf!

Jetzt zum Eigentlichen: Wir beginnen nun damit, euch etwas zu geben, nach dem sich jeder Salat verzehrt: *Zucker*! Dafür macht Ihr jetzt alle mal den Mund auf (Mohrenköpfe werden in den Mund gesteckt). In Zukunft werdet ihr umher rennen und versuchen, von den Externen oder „noch reichen“ Zuckerinhabern, etwas davon zu schnorren.

Es folgt eine weitere Vertrauensübung: Jeder wird nun zu einem Übungspartner geführt. Nun ist es an der Zeit, sich zu umarmen, um das Aroma der jeweiligen anderen Erdbeere in euch aufzunehmen. (Sobald sie sich umarmen, Eimer mit Matsch über sie gießen)

---

[1] **Mertz, Charlotte.** *Die Wunderbare Welt der Internatler – Teil 3: Ein Geheimnis.* erschienen im NEOLOGISMUS Juni 2013, (Link)

Kreativ

Blindgedichte

Teil 2: Von Wäldern, Winternächten und dem Vergessen

von Florian Kranhold

Hier gibt es nun, wie angekündigt, die Fortsetzung unserer dreiteiligen Präsentation der im September in heit'rer und leicht angeheiterten Runde verfassten Blindgedichte. Die ersten drei Blindgedichte sowie die Art und Weise, wie sie zustande gekommen sind, wurden in der September-Ausgabe[1] von Jannik vorgestellt.

Als Autor ist wieder stets derjenige genannt, der Überschrift und die erste sowie die letzte Zeile beigesteuert hat.

[1] **Buhr, Jannik.** *Blindgedichte – Teil 1: Von Weinflaschen, Gewittern und Katzenbaden.* erschienen im NEOLOGISMUS September 2013, (Link)

Foto: Jannik Buhr

Abb. 4.1: Eine Collage aus unseren Gedichten

Der Wald

von Marc Zerwas

Einst ging ich durch den dunklen Wald;
die Luft war trüb und bitterkalt.

An einer Ecke wartete
Die Fee, die zum Gnom sagte-te:
„Du hast bei mir 3 Wünsche frei!"
Da ruf ich bei mir nur: „Joa mei!"

Was will ich nur von dieser Hex'?
Ganz sicher alles außer Sex!
Ich würd' am liebsten Kuchen essen,
Die blöde Zeit so leicht vergessen.

Es ist so still und heimlich hier,
So düster, dunkel, mit Getier.

Im Dickicht raschelt es ganz leis'!
Die Wand'rer wollen gerne Eis
und gehen querfeldein entlang
des Bächleins und der Wiesen, dann
schon lichtet sich der finst're Wald,
So endet die Geschichte bald.

Die Winternacht

von Lukas Heimann

Im Winter sind die Nächte kalt;
Die Rehe kuscheln tief im Wald.

Die Bäume sanft von Schnee bedeckt
und um sie streift ein Hund, gescheckt.
Den hab' im Schneefall ich entdeckt
und mich zuerst total erschreckt.

Doch was soll ich mit ihm jetzt tun?
Denn würd er nicht gefrier'n, posthum?
So stand er rätselnd in der Nacht;
das Christkind hat an ihn gedacht,
Geschenke wunderschön verpackt
und wohlfugiert spielt Bach im Takt.

Zur Kirche geh'n wir frohen Muts
und beten dort, „obwohl, das tut's
bestimmt.", denkt sich Marias Sohn,
und die Geschicht' sollt' nicht verroh'n:

So bleibt zum Schluss nur noch ein Wort,
doch das bläst eine Brise fort.

Vergessen

von Charlotte Mertz

Wo saß ich denn? Was tat ich hier?
Was will man nur von mir im Hier?
Woher ich komm, wohin ich geh'?
Das weiß ich nicht, das ich nicht seh'.

Vergessen muss nicht schmerzlich sein,
doch wenn ich bin mit mir allein,
so muss ich doch gedenken Dein,
bin stumm gebannt in meinem Sein.

Und in der Träume Phantasie
suchte ich und fand doch nie.
Doch als der Morgen endlich graute
und ich erwachte, ja da laute-
te meine Erinnerung:
Warst du doch meine letzte Hoffnung.

Doch was damals mit uns geschah,
die Zeit allein hält es für wahr.
Sie tickt und tackt und immerzu
und kommt doch niemals mehr zur Ruh'.

Strand

von Christopher A. Kaluza
(Gastbeitrag)

Ich stehe hier, im Wellenrauschen,
kann dem Wind und den Möwen lauschen
Der Sand knirscht unter meinen Füßen,
auf dem so viele haben sterben müssen.

Muscheln und Algen liegen umher,
drei verschiedene Blautöne hat das Meer.
Die Felsen schimmern zwischen grau, braun und rot,
Hunderte fanden auf diesem Stück Erde den Tod.
Der Bus fuhr bis an die Promenade heran,
wo man die alten Denkmäler sehen kann.
Wer von denen aus den Booten
gehörte nicht in Sekunden zu den Toten,
setzte einen Fuß dahin, wo ich jetzt stehe
und auf das brausende Meer hinaus sehe?

Manchmal sieht man noch die Spuren,
Bunker und Trümmer liegen auf den Fluren
Dazwischen ein Panzer und eine Flak aufgestellt,
als Mahnung und Bild für die kommende Welt

In Omaha und Gold
man es gar nicht glauben wollt,
dass Menschen diesen kurzen Weg nicht schafften,
weil Kugeln und Granaten hinweg sie rafften.
Zwanzig Meter weißer, nasser Sand,
die einen Blutzoll wie nie gekannt.

Heute kann ich zu den Wellen gehen
und zum Strand zurückkommen,
ohne in die Läufe von Waffen zu sehen,
ohne dass mir das Leben genommen.

Am Pointe du Hoc stehe ich auf der umtosten Klippe,
wenn ich auf den Ballen wippe
sehe ich tief unten das Meer anbrausen.

Von dort kletterten im Kugelhagel Männer
den Felsen empor,
unvorstellbar kommt ihr Mut mir vor,
duckten sich in Spalten in den Feuerpausen.

Durch idyllische Dörfer mit Feldern und Hecken,
wo sich die Soldaten konnten verstecken,
den Feind mit einem gezielten Schuss niederstrecken,
fahren wir friedlich in unserem Bus,
der nur zu enge Kurven fürchten muss.

Wie viele, die zu lange waren am träumen
lagen nachher tot zwischen den Apfelbäumen?
Gingen über ein einfaches Feld,
unerreichbar die andere Seite, wie das Ende der Welt.

Wir steigen noch einmal aus dem Bus,
dort, wo alles Leben einmal enden muss.
Es ist ein Friedhof deutscher Soldaten,
die hier ohne Nutzen ausharrten.

Ordentlich geschnitten ist der Rasen zwischen den Kreuzen und Platten,
denen die Lebenden einen Besuch abstatten.
Auf manchen liegen Blumen darauf,
ein Schriftzug klärt uns über Namen und Alter auf.

In der Mitte steht ein Hügel mit einem Kreuze,
der Blick schweift herunter über all die Namen,
ich denke an die Mütter und ihr Gebet um Erbarmen
für den gefallenen Sohn oder Mann,
den Bruder, den Onkel, dem niemand mehr helfen kann.

Ich stehe da und seufze
Traurig stehe ich dort,
an diesem komischen Ort,
kämpfe mit den Tränen,
das alles wegen wahnsinnigen Mord- und Racheplänen.

Ich sehe Namen, die ich vom Klang her kenne,
ich, der ich mich einen Schlesier nenne,
und ich denke: Wie weit muss er von der geliebten Heimat liegen,
gestorben für den Fanatismus eines Einzeln, um für den Führer zu siegen.

Vielleicht hatte er Hof und Garten,
sicher musste eine Familie auf ihn warten,
weil er ausziehen musste, sie gegen den Feind zu verteidigen,
weil *er* im Wahn so viele Unwerte wollte beseitigen.

Das Haus blieb leer,
Mutter und Frau wurde das Herz vor Trauer schwer
Nur ein Grab ist geblieben
Zu erinnern an den ihnen genomm'nen Lieben

Ich will nicht, dass Sohn muss von Mutter bleiben,
einer Kondolenzbriefe schreiben,
der Freund den Freund verlieren,
der Trauerflor das Mädchen zieren.

Wenn ich die langen Reihen vor mir seh',
tut es mir im tiefsten Innern Weh,
dass diese Männer, denen ich durch Sprache und Kultur verbunden,
niemals ihre Ruhe bei sich zu Hause haben gefunden.

Die Zeit vergeht, wir müssen zurück,
wir gehen, doch es bleibt ein Stück.
Ich wende mich bereits zum Gehen,
da kann ich etwas am Fuße des Hügels sehen.

Der Wind fährt durch einen Kranz roter Klatschmonblüten
Symbol der Flanders Fields, für des 1. Weltkriegs Wüten
Daran ein Zettel der britischen Botschaft aus Paris
„To the Fallen, we will remember them, may they rest in peace".

Epilog

Möge dieser Zettel mit dieser Botschaft nicht nur mich zu Tränen rühren,
sondern uns alle auf dem Weg des Friedens führen

Wenn alte Feinde einander vergeben,
dann ist Hoffnung für ein neues Leben.

Wenn gemeinsam der Toten wird gedacht,
Vorurteile und Hass beiseitegelassen,
dann kann man sich bei den Händen fassen,
dann ist die wunderbare Versöhnung gemacht.

Möge aus dem Wald von Kreuzen ein Wald von Bäumen werden,
dessen Blätter für alle Menschen rauschen auf Erden
und wie der Trompeten und der Glocken Schall gebieten
uns alle zu mahnen für die Liebe und für den Frieden.

Meine erste Fuge

Der Versuch einer dreistimmigen Barockfuge

von Florian Kranhold

Seit Jahren bewundere ich die spätbarocke Satztechnik, wie sie vor allem in den Fugen Bachs umgesetzt ist. Dort wird ein Thema vorgestellt, welches dann später in bunter Verarbeitung immer mal wieder auftaucht und den Zuhörer verwundert, da man durch wilde Modulationen gar nicht mehr damit gerechnet hätte.

So zumindest mein Höreindruck von Fugen aus dem *Wohltemperierten Klavier*. Natürlich gibt es für die Umsetzung und Ausgestaltung von Themen und deren Umspielungen Regeln, die ich in meinem Artikel über Kontrapunkt (siehe Seite 10) angesprochen und in dem im Artikel verlinkten Essay expliziert habe.

So kann man zum Beispiel das Thema rückwärts spielen (Krebs) oder sozusagen „an der x-Achse“ spiegeln (Umkehrung), verlangsamen, verkürzen und vieles mehr. Nach Möglichkeit bleiben in einer kreativen Fuge einzelne Themenbausteine gut in den Kontrapunkt eingebettet und bis zu einer intensiven Analyse versteckt.

Nachdem ich mir also die theoretischen Grundlagen zu Gemüte geführt habe, habe ich mich einmal selbst an dieser barocken Satztechnik probiert. Das Resultat ist eine dreistimmige Fuge in b-Moll mit einem viertaktigen Thema, welches, samt einiger Folgetakte hier abgedruckt ist.

Eine vollständige Version gibt es auf fkranhold.de. Wer darin die Umkehrung des Themas findet, darf sich freuen.

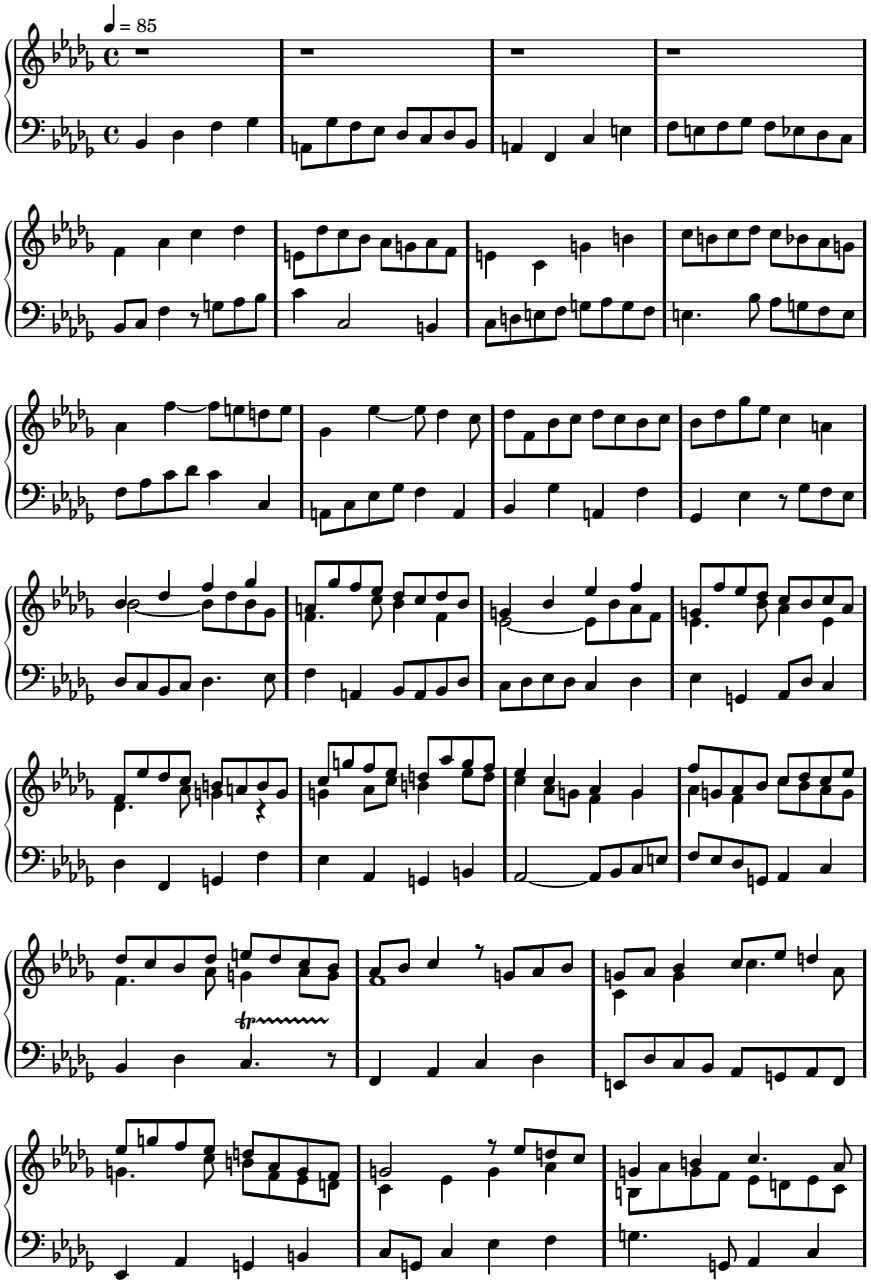
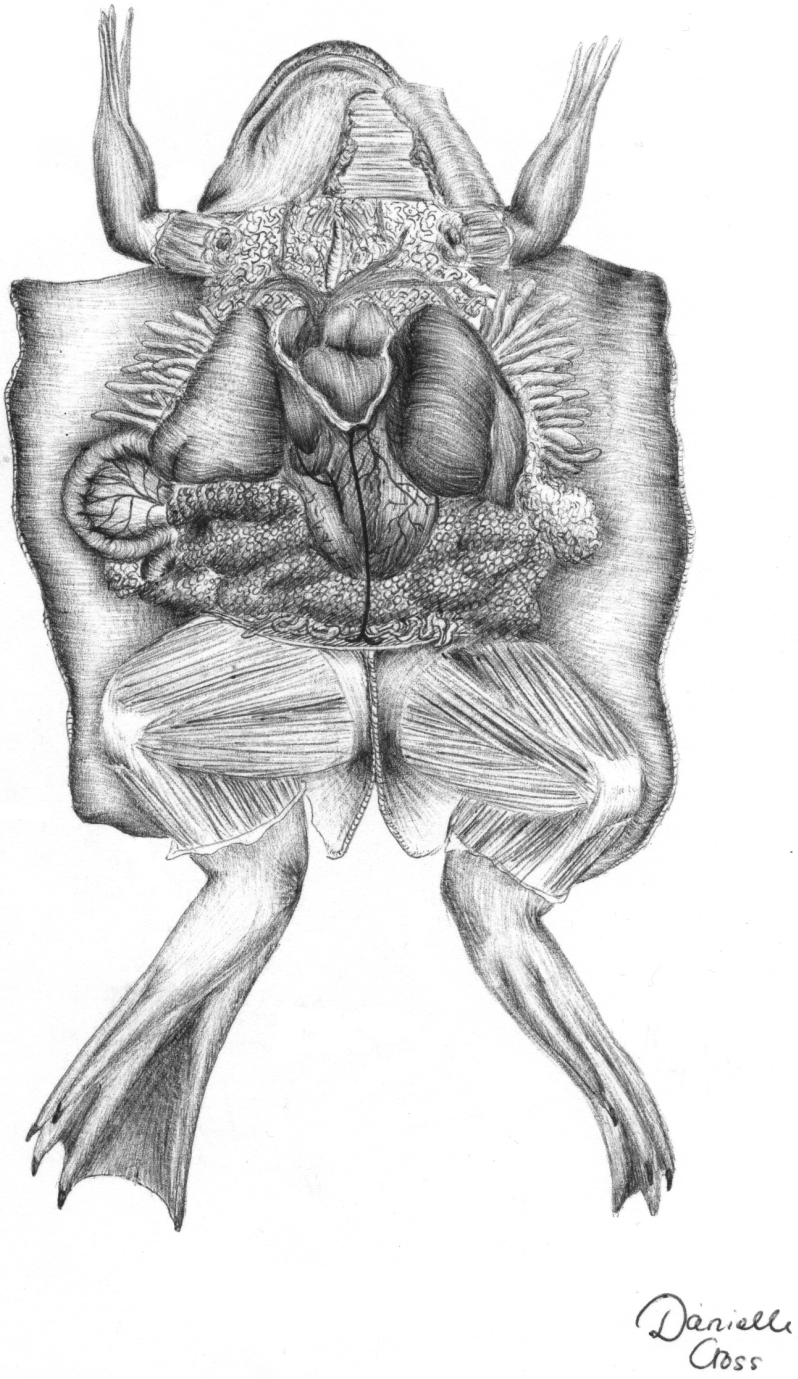


Abb. 4.2: Thema und die ersten Folgetakte meiner Fuge

Sezierübung Teil II

von Danielle Cross



Impressum

Chefredakteur:
Florian Kranhold

Layout:
Tobias Gerber, Florian Kranhold
Erstellt mit LaTeX

Logo:
Michael Thies

Autoren:
Tobias Gerber, Teresa Treitz, Michael Thies, Jannik Buhr, Danielle Cross, Florian Kranhold, Charlotte Mertz, Marc Zerwas, Lukas Heimann

Gastautoren:
Christopher A. Kaluza

Redaktionsanschrift:
Florian Kranhold
Rottenburger Straße 8
72070 Tübingen

Kontakt:
www.neologismus-magazin.de
www.facebook.com/neologismus.magazin
info@neologismus-magazin.de

Die gedruckten Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Änderungen der eingereichten Artikel behalten wir uns vor. Trotz sorgfältiger Prüfung übernehmen wir keine Haftung für die Richtigkeit der abgedruckten Veröffentlichungen. Der Neologismus steht unter einer Creative Commons-Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 (Namensnennung – Nicht-kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz; creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/). Zur Verwendung enthaltener Inhalte, die nicht durch diese Lizenz abgedeckt wird, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf.

Veröffentlicht am 03. November 2013, aktualisiert am 14. November 2013